

# Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 24

Gießen, Freitag den 19. Juni 1914.

6. Jahrgang

## Eine Geschichte der Geschlechtsmoral \*).

Die besondere Methode der materialistischen Geschichtsforschung, alle gesellschaftlichen Erscheinungen auf eine einzige Wurzel zurückzuführen, und zwar die ihrer ökonomischen Bedingtheit, ist von der bürgerlichen Wissenschaft oft genug verspottet und als unsinnig bezeichnet worden. Freilich: in den letzten Jahren sind die abspredhenden Stimmen aus dem Lager ihrer Gegner denn doch ganz sachte verstummt. Seit Marx und Engels vor nunmehr zwei Menschenaltern die Grundzüge des historischen Materialismus geformt, sind mit seiner Hilfe wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen, geschichtliche Zusammenhänge aufgezeigt worden, welche der bürgerlichen Ideologie zu entdecken nie-gelungen wäre. Zuerst auf dem Gebiete der Rationalökonomie: Marx war der erste, welcher mit der neuen Methode die Bewegungsgesetze des modernen Kapitalismus aufdeckte, um die der Streit der Gelehrten lange getobt hatte. Ueber die sogen. Weltgeschichte, die man sich noch bis vor ungefähr einem Jahrhundert allen Ernstes nur als von Fürsten und anderen großen Herren gemacht dachte, die man als eine grandiose Kette zufälliger Begebenheiten ansah, die lediglich zu konstatieren, aber aus denen keinerlei Schlussfolgerungen zu ziehen waren, über die Weltgeschichte und ihre treibenden Ursachen warf zum ersten Male die historisch-materialistische Geschichtsforschung das Licht der Erklärung. Zwar hatten schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts die französischen Ökonomen St.-Simon und Charles Fourier dunkel geahnt, daß wirtschaftliche Klassengegenstände der treibende Motor in der Geschichte gewesen seien — aber erst die materialistische Geschichtsforschung konnte klipp und klar beweisen, daß die Weltgeschichte tatsächlich nichts anderes darstelle, als eine Geschichte der wirtschaftlichen Kämpfe und Entwicklung der Menschheit.

Aber auch auf dem Gebiete der eigentlichen Kulturgeschichte feierte der historische Materialismus seine Triumphe. Erst mit seiner Hilfe gelang es, die besondere Entwicklung der Kunst, Literatur und Philosophie zu den verschiedensten Zeiten zu erklären: sie bewies die Abhängigkeit ihrer besonderen Gestaltung und Tendenzen von der ökonomischen Struktur der Zeit, in der ihre Träger wirkten.

Das Gesetz von der ökonomischen Bedingtheit aller gesellschaftlichen Erscheinungen hat nun abermals eine neue und zwar überaus glänzende Bestätigung erfahren. Eduard Fuchs gab sie mit seiner „Illustrierten Sittengeschichte“, deren letzter Band vor einiger Zeit erschien. Die Darstellung der Entwicklung der geschlechtlichen Moral vom Mittelalter bis zur Gegenwart ist das Thema des Werkes. In zahlreichen Einzeluntersuchungen werden darin die Wandlungen der sittlichen Anschauungen, soweit sie das Geschlechtsleben des Menschen betreffen, die Betätigungs- und Entäußerungsformen der geschlechtlichen Liebe, ihre Entstehung und Bedeutung untersucht. Fuchs begnügt sich aber nicht mit der bloßen Aufzählung der Tatsachen auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral. Natürlich hätte ein solches Unterfangen auch überhaupt keinen wissenschaftlichen Wert, da ja Hauptaufgabe der Geschichtsforschung ist, die Bewegungsgesetze alles Geschehens aufzufassen, um daraus erkennen

zu können, wie die Menschheit ihre zukünftige Geschichte im Dienste ihrer Höherentwicklung mit Bewußtsein gestalten kann. So ist ja auch der Sozialismus nichts als eine angewandte Geschichtswissenschaft, die aus den Bewegungsgesetzen des modernen Kapitalismus die Notwendigkeit des Unterganges der herrschenden Gesellschaftsordnung erkannte und nun an ihre Stelle die sozialistische setzen will, die alle Kräfte der Menschheit in den Dienst der Allgemeinheit stellt, um mit ihr zugleich auch aufs nachhaltigste das Einzelindividuum zu fördern.

Fuchs deckt denn auch vor allem die wirtschaftlichen Untergründe, die einzig und allein zu allen Zeiten die jeweils herrschenden Anschauungen der geschlechtlichen Moral bestimmten, auf. Alle Institutionen, Gebräuche und Sitten auf dem Gebiete des Geschlechtslebens sind nicht entstanden aus irgend welcher den Menschen „eingeborenen“ sittlichen Idee, wie das die bürgerliche Ideologie behauptet hat, sondern sie verdanken lediglich Gründen wirtschaftlicher Natur ihre Gestaltung. In dem Kapitel „Ursprung und Wesen der Sittlichkeit“ schreibt Fuchs: (1. Band, St. 15.)

„Die Basis unserer gesamten Kultur mit ihren tausend Ausstrahlungen und ihren tausend Errungenschaften ist die Institution des Privateigentums. Auf dem Privateigentum ist alles aufgebaut, mit ihm ist alles verknüpft, die erhabendste Manifestation des Menschengeistes nicht minder als das Gemeine und Kleinliche des täglichen Lebens. Die Tendenzen des Privateigentums haben daher auch in der Richtung der geschlechtlichen Moral deren Grundform bedingt und geschaffen, und diese Grundform ist die Monogamie, die Einzelehe.

Die Einzelehe wurde nicht nur früher, sondern wird auch heute noch gewöhnlich als die Frucht der individuellen Geschlechtsliebe hingestellt. Das ist ein fundamentaler Irrtum, denn sie hatte damit weder in ihrem Prinzip noch in dem Zweck, den sie erfüllen sollte und erfüllte, zu keiner Zeit auch nur das Geringste zu schaffen. . . . Sie entstand, wie Lewis H. Morgan in seiner Geschichte der Entwicklung der Familie erschöpfend nachgewiesen hat, aus der Konzentrierung größerer Reichtümer in einer Hand — und zwar der eines Mannes — und aus dem Bedürfnis, diese Reichtümer den Kindern dieses Mannes und keines anderen zu vererben. Legitime Erben sind ihr erster und ihr letzter Zweck und jahrhundertlang auch ihr einziger Zweck gewesen. Die Frau sollte Kinder gebären, die mit zweifelsfreier Sicherheit nur von einem bestimmten Manne gezeugt sein konnten. Die Griechen, bei denen sich die Einzelehe zuerst entwickelte, haben das auch unumwunden als ihren ausschließlichen Zweck bekannt.“ Es folgt aus diesem Ursprung der Einzelehe auch ganz logisch die einseitige Unterdrückung und Rechtlosmachung der Frau in der Ehe, ihre Unterordnung unter die Herrschaft des Mannes. Nur die Frau mußte unbedingt monogam bleiben, während der Mann sich ungestraft auch außerhalb der Ehe fernell ansleben konnte. Denn (Wd. 1, St. 17): „Die Entstehung des Privateigentums forderte also darum nur die Monogamie der Frauen, weil damit ja der Zweck, legitime Erben zu bekommen, erfüllt war. Der offenen oder versteckten Polygamie der Männer dagegen stand nichts im Wege. Und da der Mann in der Ehe die herrschende Klasse darstellt, die Frau die unterdrückte und aus-

\* Eduard Fuchs: „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. — Verlag Albert Langen, München.

Gebeutete, so ist auch der Mann stets der einzige Gesetzgeber gewesen, der die Gesetze ausschließlich nach seinen Interessen formuliert hat. So hat er zwar fast immer streng die Keuschheit der Frau gefordert und die Untreue der Frau ebenso oft zum größten Verbrechen gestempelt, es aber immer gleichzeitig selbstverständlich gefunden, daß seinen eigenen Begierden nur ganz primitive Schranken errichtet wurden. Alles das ist, wie gesagt, nichts mehr und nichts weniger als die innere Notwendigkeit der Sache und darum eben „die natürliche Ordnung der Dinge“ — wie es im Jargon der bürgerlichen Ideologen heißt!

Eine Unmenge von geschichtlichen Belegen erhärtet die Tatsache des Vorhandenseins inniger Zusammenhänge zwischen dem jeweiligen Zustande der geschlechtlichen Moral und der jeweiligen wirtschaftlichen Basis des gesellschaftlichen Seins. Einige der wichtigsten mögen hier kurz angeführt werden. So waren bekanntlich im Mittelalter die Badehäuser Hauptstätten des außerehelichen Geschlechtsverkehrs. Männlein und Weiblein badeten zusammen in paradiesischer Nacktheit, abgelegene Kammern boten Gelegenheit zu verliebten Abenteuern — kein Wunder daher, daß das Badeleben in der allgemeinen Beliebtheit stand. Das änderte sich wie mit Zauber Schlag zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Badehäuser wurden fast überall von den Behörden geschlossen — aber nicht etwa deshalb, weil — wie das behauptet wird — die Reformation strengere Moralanschauungen unter die Leute geföhrt hätte! Nichts ist unsinniger, als diese Ansicht! Die Badestuben mußten vielmehr ihre Pforten schließen, weil sie plötzlich sehr — ungesund und zu einer Gefahr für das ganze Volk geworden waren — durch das Eindringen der Syphilis in Europa! In den Badestuben verkehrten natürlich auch Leute, die bereits mit der Franzosenkrankheit behaftet waren — und so blieb es nicht aus, daß die Bäder sehr bald Brufstätten der Seuche wurden. Das war der eine Hauptgrund zu ihrer Schließung. Den anderen, ebenso wichtigen, zeigen wir in anderem Zusammenhang.

Zum Teil noch bis heute werden auf dem Lande die sogenannten „Komm- und Probenächte“ abgehalten, in denen die Bauernburschen in den Stuben ihrer Geliebten von deren körperlichen Vorzügen sich überzeugen, ehe sie heiraten. Die Teilnehmer wollen wissen, „Ob er (oder sie) gerecht zur Liebe ist“, das heißt, ob Kinder zu erwarten sind; das zu proben wird als sittlich berechtigt von der bäuerlichen Moralanschauung sanktioniert. „Ferner ist in den bäuerlichen Weistümern des Mittelalters ausdrücklich das Recht des Mannes festgelegt, seine Frau jedem Beliebigen ins Bett legen zu dürfen, wenn sie unter seinen eigenen Umarmungen unfruchtbar bleibt. — Weshalb das, weshalb die Institution der Probenächte? Weil der Bauer aus ökonomischen Gründen unbedingt Kinder haben mußte, weil sie für ihn das wertvollste ökonomische Gut waren, weil sie allein ihm die billigen Arbeitskräfte abgaben, die er zur Bestellung seiner Wirtschaft unbedingt bedurft und ohne die er nicht existieren konnte. Ob die Kinder nun von ihm selbst gezeugt waren, oder ob ein anderer das Amt des „Ehehelfers“ übernommen hatte, war von völlig untergeordneter Bedeutung! Daß zumal bei unfruchtbaren Männen gegen die wichtigsten Tendenzen der Monogamie verstoßen wurde, dafür gab Fritz Hof Ranssen einen Beweis. Er berichtete in seinem Werke über seine Nordpolfahrt von den Eskimos, daß sie sehr häufig die Hilfe anderer in Anspruch nehmen, wenn ihre Frauen unter den Umarmungen der legitimen Gatten unfruchtbar bleiben. Ranssen meint dazu: „Der Grund liegt wohl darin, daß, während die Erhaltung des Erbes, Geschlechtes und Stammes bei den Germanen stets eine große Rolle gespielt hat, alles dies für den Eskimo bedeutungslos ist, da er wenig oder nichts zu vererben hat und es für ihn hauptsächlich darauf ankommt, Kinder zu haben.“

Wenn die ökonomischen Interessen es erforderten, ist immer „sittlich“ geworden, was einstmals „unsittlich“ war und unter schwerer Pön stand. Sogar die Bigamie ist geschichtlich erlaubt gewesen — und zwar zu der Zeit, als Deutschland an der durch den Dreißigjährigen Krieg hervorgerufenen Entvölkerung litt! Jedem Manne war es damals erlaubt,

zwei Frauen gleichzeitig zu heiraten — zu dem ausgesprochenen Zwecke, möglichst viele Kinder zu zeugen, um die Bevölkerung des Landes zu heben und Handel und Wandel, Handwerk und Landwirtschaft neue Arbeitskräfte zuföhren zu können.

(Schluß folgt.)

## Schulspeisung.

Die Stadt Berlin steht nicht in dem Ruf, in sozialpolitischen Dingen der Welt mit gutem Beispiel voranzugehen, ja noch vor wenigen Jahren konnte der greise Nationalökonom Adolf Wagner Berlin die sozialpolitisch rückständigste Stadt von ganz Deutschland nennen. Um so lieber wird man es vernehmen, daß auch diese von allem „Fortschritts“geiste besetzte Großgemeinde sich auf die Dauer dem wirklichen Fortschritt nicht ganz verschließen kann. So berichtet jetzt die Berliner Presse, daß die städtische Schuldeputation beschlossen hat, die seit 1908 bestehende Einrichtung der Schulspeisungen für bedürftige Kinder etwas weiter auszubauen. Die Kinder der Hilfsschulen und der Vorklassen sollen künftig in jedem halben Jahr in der Schule gemessen und gewogen werden, um Rückschlüsse der Entwicklung festzustellen und gegebenenfalls rechtzeitig durch Gewährung von Frühstück und Mittagspeisen helfen zu können.

Was in Berlin und in andern Städten geschieht, ist ein, wenn auch nur bescheidener, Schritt zur Verwirklichung einer alten sozialdemokratischen Forderung, die noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den meisten bürgerlichen Kommunalpolitikern als durchaus utopistisch angesehen wurde. Ganz ungeheuerlich erschien den alten Manchesterpolitikern der alten Schule das Verlangen, die Grenze zwischen Schule und Haus zu verwischen, Eltern die Sorge um die Verköstigung ihrer Kinder abzunehmen, die Allgemeinheit für die Nöte der Einzelnen haftbar zu machen. Tausendmal wurden sie gehört die alten Phrasen, die überall auftauchen, wo um einen sozialpolitischen Fortschritt gekämpft wird, die Phrasen von dem Recht des Hauses und von der Pflicht der Selbstverwaltung, die durch sozialistische Experimente gerötet werde. Aber in einer Zeit, in der über die „körperliche Erntückigung der Jugend“ große Reden geschwungen werden und in der über Geburtenrückgang beweislich geklagt wird, schien es vielen doch nicht angängig, die Schuljugend durch Unterernährung verkommen und die schon Geborenen verhungern zu lassen.

In Berlin war es die Rundfrage von 1907, die das Eis der alten Vorurteile brach. Da stellte sich heraus, daß 14 500 Schulkinder ohne warmes Mittagessen blieben, daß eine beträchtliche Anzahl auch ohne warmes Frühstück in die Schule kamen. Am Jahre darauf wurden etwas über 100 000 Mark für Schulspeisungen ausgegeben, und seitdem hat sich diese Summe in langsamem Aufstieg bis 1912/13 ungefähr verdoppelt. Trotzdem ist statistisch nachgewiesen, daß noch immer einige Tausend der bedürftigsten Kinder unverköstigt bleiben. Wenn man jetzt dazu übergeht, die Bedürftigkeit durch Messungen festzustellen, so muß die Folge sein, daß eine sehr große Anzahl notleidender Schüler in den Kreis der Versorgung mit hineinbezogen werden. Allerdings muß man damit rechnen, daß dadurch auch die Ausgaben eine beträchtliche Steigerung erfahren werden.

Eine große Zahl deutscher Städte hat — zum Teil schon früher — ähnliche Einrichtungen wie Berlin geschaffen. Daß das Gelingen hinter dem Erforderlichen weit zurückbleibt und in seiner Ausführung von Mängeln nicht frei ist, braucht nicht erst besonders gesagt zu werden. Auch in Berlin besteht noch der Mangel, daß die unentgeltliche Speisung den offensichtlichen Charakter der Armenpflege trägt, man kennt dort noch nicht die z. B. in Stuttgart bestehende gute Einrichtung, daß zwischen den Empfängern entgeltlicher und unentgeltlicher Mahlzeiten kein äußerlich hervortretender Unterschied gemacht wird. Alles in allem bleibt aber der Fortschritt doch unverkennbar, wenigstens ist das Stadium des grundsätzlichen Widerstandes überwunden und es sind Anfänge geschaffen, an denen praktisch weitergebaut werden kann.

Soweit das Erreichte von dem Erstrebten noch entfernt ist, wird man auf diesem Gebiet doch schon von einem grundsätzlichen Erfolge der sozialistischen Auffassung reden können. Zwar fehlt es auch heute noch nicht an Leuten, die in der Schulspeisung ein ganz gefährliches Hinabgleiten in den sozialistischen Zukunftsstaat erblicken und hiesige Fahrt nach Kräften zu bremsen suchen. Aber weniger und weniger sind die geworden, die sich mit den alten platten Redensarten des Manchesterliberalismus einer so eminenten Forderung der Menschlichkeit entgegenzustellen wagen. Zu stark wirkt die Logik der Tatsachen, wirken die schon gemachten Erfahrungen und das Beispiel Englands, das täglich ungefähr 310 000 Kinder in den Schulen beschäftigt und das zur Förderung dieses Zweckes auch in das neueste Staatsbudget einen namhaften Betrag eingesetzt hat.

Wir sind weit entfernt von der kühnen Vorstellung, daß die Sache der Schulspeisung auch in Deutschland mit Reichsmitteln gefördert werden könnte. Um eine solche Phantasie zu verwirklichen, müßten entweder die bürgerlichen Parteien in der sozialpolitischen Einsicht viel weiter fortgeschritten sein oder aber es müßten noch viel mehr Sozialdemokraten im Reichstag sitzen. Der deutsche Reichschatzsekretär würde ein sehr erkanttes Gesicht machen, wenn man ihm zumuten würde, dem Beispiel seines — vielleicht nicht minder begabten und einsichtsvollen — englischen Kollegen Lloyd George zu folgen. Daß bei uns alles für die Zwecke der „Landesverteidigung“ drangesht, ist selbstverständlich. Aber — wie kann man das

Land verteidigen, wenn man die Kinder des Landes nicht vor dem Hunger schützt. Die Schulpeisung, aus ihren jetzigen Anfängen herausgehoben und dem wirklichen Bedürfnis entsprechend durchgeführt, müßte die Kraft des Volkes in Krieg und Frieden ganz gewaltig heben, sie würde dem Staat nicht nur zahlreiche Arme erhalten, die ihn gegen einen äußern Feind verteidigen können, sie würde ihm auch ungezählte gesunde Menschen geben, die durch Kopf- und Handarbeit den Wohlstand des Ganzen vermehren. Es gibt also, wenn man das Wort in seinem ehrlichen Sinne nimmt, keine „nationalere“ Aufgabe als die Sorge um die körperliche Wohlfahrt des heranwachsenden Geschlechts und diese wahrhaft nationale Aufgabe kann nicht gelöst werden ohne Anwendung sozialistischer Grundsätze.

Bedürftigen die Sozialdemokraten gegenüber aller Hege, die gegen sie getrieben wird, und aller Verfolgung, mit der sie heimgejagt wird, eines Trostes, sie könnte ihn finden in dem Bewußtsein, daß sie auf diesem Gebiete bahnbrechend vorangeht. Sie könnten sagen: Es ist wahr, daß wir bei einem Kaiserhoch sitzen geblieben sind, wir geben auch zu, eine Reihe von ähnlichen Schandtaten begangen zu haben — aber dafür haben wir Tausenden hungernden Schulkinder zu einer warmen Mahlzeit verpflegt und gedenken, in dieser Arbeit fortzufahren. Ist das nichts?

## Kinderausbeutung.

Von einer unglaublich niedrigen Ausbeutung des Kindes zeugt eine amtliche Untersuchung, die in Oesterreich vorgenommen worden ist. Die Untersuchung wurde 1908 begonnen. Es wurden Fragebogen verteilt, die unter Aufsicht der Lehrer ausgefüllt werden mußten, und diese Fragebogen wurden dem arbeitsstatistischen Amte zur Bearbeitung übergeben. Damit, daß die Zahl der arbeitenden Kinder groß ist, sagt uns der nun bekannt gegebene Bericht nichts neues. Das haben wir auch schon in Deutschland festgestellt, wo die Zahl der arbeitenden Kinder unter 14 Jahren rund 300 000 beträgt. Aber interessant sind die Feststellungen hinsichtlich der Lohnfrage, da wir darüber noch keine statistischen Angaben besitzen. Und gerade diese Angaben beweisen uns die unmagbare Niedertracht, mit der die kapitalistische Gesellschaft das Kind behandelt. Da werden z. B. in der Metallindustrie Kinder mit der Herstellung von Druckknöpfen beschäftigt. In jeden Druckknopf sind zwei Stahl- drahtfedern in der Stärke von  $\frac{1}{4}$  Millimeter und in der Länge von 3 Millimetern einzulegen. Und was bekommt das Kind für diese schwierige Arbeit? Für fast eine Stunde dieser Arbeit, die das Kind gebraucht, um in 144 Knöpfe zusammen 288 Federn einzulegen, für fast eine Stunde dieser sauren, schweren Arbeit bekommt es ganze 6 Heller, das sind rund 5 (fünf) Pfennige! Welch ein unverschämter Diebstahl der Arbeitskraft! Ebenso traurig ist der Lohn in der Textilindustrie, in der die Kinder z. B. mit schwierigen Haarneyarbeiten usw. beschäftigt werden. Doch das ist noch eine glänzende Bezahlung im Verhältnis zu anderen Industriezweigen. So ist die Bezahlung noch schlechter in der Fabrikation von Holzschwammschwämmen. Hier beträgt der Tagelohns verdient in einzelnen Bezirken 10 bis 30, in anderen 15 bis 80 Heller. Und wie lange arbeiten die Kinder dafür? Die Hälfte der Kinder arbeitet mehr als acht, ein Drittel mehr als zehn Stunden. Das macht im ungünstigsten Falle 10 Heller in 10 Stunden, das macht für die Stunde nicht einmal einen Pfennig! Dabei leisten 72 Prozent der Kinder noch während des ganzen Jahres Arbeit! In den anderen Industrien ist es genau so unglaublich trübselig. Wir wollen nur noch die Bekleidungsindustrie nennen, weil in ihr die Kinderarbeit selbst für das Meer in so schier unmöglicher Weise ausgebeutet wird. Die Kinder haben hier für das Meer Knöpfe aufzunähen und Achselstücke anzufertigen und sie verdienen für diese Arbeit bei neunstündiger Tätigkeit 24 bis 30 Heller. Nur für die Arbeit von 2 Uhr nachts bis 7 Uhr früh (!) erhalten sie 50 bis 60 Heller. — Ob es bei uns viel besser ist? Wir glauben es nicht. Oft genug dringt ja eine traurige Ausbeutungsblüte an die Öffentlichkeit. Jedenfalls wird es die höchste Zeit, daß man auch bei uns einmal nach dieser Richtung hin amtliche Untersuchungen anstellt, wie es jetzt in Oesterreich geschehen ist, und daß man endlich einmal ganz energische Schritte zur Besserung der Lage der arbeitenden Kinder unternimmt. Daß selbst die paar Brocken des Kinderschutzgesetzes nichts nützen und umgangen werden, ist bekannt.

Rennt sich unser Staat nicht immer stolz „der christliche“? Dann sollte er doch endlich mal christlich sein und das tun, was wir wollen, die Kinder schützen im Sinne dessen, der da sagte: So ihr nicht werdet, wie eines von diesen.

## Die blasse Apollonia.

Erzählung von Hermann Kurz.

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazieren ging, kurz und gut, mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freizeiten immer zuerst geirungen kam, und munter zuschreitend verließen wir miteinander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Tor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gedrosenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begrenzt waren, auf schmalen Pfaden hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, übe und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Mißliche zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die milde Einsamkeit der brachliegenden, von des Menschen tätiger Hand gemiedenen Stätte löste mir eine unheimliche Empfindung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulsaal hinter dem rauerischen Stadtor verlassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: „Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht wie ein steinerner Käseleib“; eine Vergleichung, welche durch irgend einen Auklud am Fenster eines Kausladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden sein mochte.

„Ja, davon hat es ja auch seinen Namen“, erwiderte er; nickend und mit dem verhängigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach er sich in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches, geblüht wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unseren Gesichtskreis gekommen war.

„Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?“ rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen. „Was machen Sie denn?“

„Ihr seht's ja, Erdbeeren such' ich“, erwiderte sie und richtete sich empor, indem sie ein paar rote Beeren in ihre Schürze warf. „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbirgt. Und in dem Revier gibt's föhlich schöne; auch hat der Platz das Gute, daß mir die Vuben nicht so ins Handwerk pflücken.“

„Das glaub' ich“, sagte der Buchdrucker, „aber Sie, ichren Sie das Blut nicht?“

Die Alte lachte. „Bin nicht so dumm.“

„Ich horchte auf. Blut, das war ein besonderes Wort, hinter diesen Reden mußte irgend ein Geheimnis sein.“

„Das ist längst verrottet“, fuhr die Alte fort. „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei Jahre jünger sein als ich. Nun rechnet einmal; sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Schrot Holz sein wie ich; aber ich seh sie noch so deutlich vor mir, als ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Apelle noch wohl erinnern können.“

„Jawohl, die arme Apollonia! Sie hastet fest in meinem Gedächtnis“, versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigentümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte. „Sie besah die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem fünfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame, rührende Wäffe . . . ich werde sie nie vergessen.“

„Ja, fünfzehn Jahre, Ihr habt recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hineingekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhope geschnitten sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas tun konnte!“

„Was hat sie denn getan?“ rief ich.

„Ein Kind umgebracht.“

„Kindsmörderin mit fünfzehn Jahren! So jung und so schlecht!“ rief ich mit der ganzen Strenge eines unerfahrenen Richters aus.

„Es war nicht ihr eigenes Kind“, bemerkte der Buchdrucker mit seiner sanften Stimme, „und überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit.“

Bei diesen Worten bereitete ich mich vor, eine Geschichte zu hören; denn die Art und Weise, wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und setzte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallene Stufen ansah. Der Buchdrucker stützte sich auf einen Dornsteden, den er unterwegs abgesehen hatte, und begann:

„Da drüben, wo der grüne Kirchturm etwas über die Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt untertänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind

armer Bauernleute, von den frühesten Jahren an das blasse Äpfel genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände miteinander zu machen und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgültigsten Umständen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt.

„Ja, ein dummes Ding war sie,“ fiel die Alte ein. „Ich hab's nachher oft gehört. Weil sie das Äpfel war und schwach dazu, so mußte sie oft tagelang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Schwäldchen kamen, wohin sie ihre Herde trieb, so sah man sie meistens in bitteren Tränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?“

„Bei einem großen Gange zur Einsamkeit,“ ergriff der Buchdrucker wieder das Wort, „empfand sie doch beständig die schmerzliche Sehnsucht nach den Äpfeln. Wenn sie abends nach Hause kam, so war's, als wenn sie von einer weiten, vielsährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: „Dumme Äpfel, mach' dich fort, laß mich in Ruh!“ Und gelegentlich bekam sie für ihre Härtheit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam, und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

In ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Dienstmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnerte mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstufen saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Wismutlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt.

„Aus diesem kümmerlichen Leben,“ fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sah ich ihr angeborenes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimatlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimat, nach den Äpfeln gewendet.“

„Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte,“ fiel die Alte ein.

„Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Äpfeln kamen auch nicht ein einzigesmal, um nach ihr zu sehen.“

„Darum war es ja auch so einfältig,“ rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben.“

„Das ist eben das Seltsame,“ versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig. „Wenn alle Leute so geistig wären wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Wertwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es; aber wer je auf Reisen gewesen ist wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht nur das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blaffen Mädchen, das bei seiner Herrschaft wie ein Schatten umherkrawelte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Äpfeln hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimat war das Fernwort ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle anderen, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfährt, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenknürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen auseinanderriß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblick an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur aus zarte Gesundheit; der Drang nach der Heimat, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Mut hatte, ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen wehtat, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken verfiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden.“

(Schluß folgt.)

## Aus Welt und Leben.

Die „Ehekrise“ in Deutschland. Angesichts der immer mehr zunehmenden Zahl der Ehescheidungen in Deutschland muß man schon heute von einer Ehekrise sprechen, die vielleicht noch schwerere Gefahren in sich birgt als der jetzt so viel erörterte Geburtenrückgang. Dies geht mit großer Deutlichkeit hervor aus den statistischen Aufstellungen über Ehe und Ehescheidung, die Hermann Friedemann in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer veröffentlicht. Die Eheschließung nimmt zwar bei uns in Deutschland nicht zu; unter den weiblichen

Personen in mittleren Jahren sind mindestens 88 Prozent „eherverzogen“, d. h. verheiratet oder verheiratet gewesen. Als man vor einiger Zeit in Preußen bei der Frage der Junggesellensteuer Erhebungen über die unverheirateten Beamten über 30 Jahre anstellte, fand es sich, daß nur 7 Prozent unverheiratet waren. Das Durchschnittsalter der Eheschließenden ist gerade in den letzten Jahrzehnten gesunken. Die Zahl der Eheschließungen ist sich im letzten halben Jahrhundert ziemlich gleich geblieben, aufs Tausend der Bevölkerung kommen während dieser ganzen Zeit mit geringen Schwankungen etwa 8 Eheschließungen. Vor einigen Jahren ging die absolute Zahl der Eheschließungen in Deutschland zum ersten Male etwas zurück, nämlich von 504 000 im Jahre 1907 auf 500 000 und 494 000 in den beiden folgenden Jahren; sie hat sich aber seitdem rasch wieder gehoben und betrug im Jahre 1912 schon 526 000. Die Ehekrise beginnt aber nun mit den Ehescheidungen; hier liegt die eigentliche schwere Gefahr. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das die Ehescheidung erschwert, brachte zunächst einen beträchtlichen Rückgang; dann aber ist seit dem Jahre 1901 die Zahl der Ehescheidungen ständig und mit großer Schnelligkeit gestiegen. Wurden im Jahre 1901 in Preußen noch 4675 Ehen geschieden, d. h. 77 auf je 100 000 bestehende Ehen, so waren es im Jahre 1912 nicht weniger als 10 797 oder 145 von 100 000 bestehenden Ehen. Also hatte sich die Zahl der Ehescheidungen innerhalb von 11 Jahren mehr als verdoppelt. Die Ehescheidungen kommen in den Städten weit häufiger vor als auf dem Lande, und zwar um so größer, je größer der Ort ist. So weist Berlin das Vierfache der preussischen Durchschnittszahl an Ehescheidungen auf, die Provinz Posen dagegen nur den dritten Teil. Nach der Zahl der bestehenden Ehen berechnet, wurde in Preußen 1912 auf dem Lande von je 1800 eine Ehe geschieden, im Durchschnitt aber kam auf 689 Ehen eine geschiedene, in den Stadtgebieten schon auf 400, in den Großstädten auf 300 und in Berlin auf 180 Ehen. Da der Scheidung durchschnittlich eine Ehebauer von etwa 8 Jahren vorausgeht, so kann man annehmen, daß die 1904 geschlossenen Ehen 1912 geschieden werden. Danach kamen auf 478 000 Eheschließungen 1904 17 400 Scheidungen 1912. Es wurde demnach durchschnittlich jede 27. bis 28. Ehe geschieden; in den preussischen Städten aber wurde jede 18. Ehe geschieden, in den Großstädten jede 13., in Berlin jede 10. Dauer die Zunahme der Scheidungen in gleicher Weise fort, dann gäbe es in Berlin nach etwa 40 Jahren, in Deutschland nach höchstens 60 Jahren keine Ehe mehr, die nicht früher oder später geschieden würde. Am schlimmsten haben es bei diesen Ehescheidungen die Kinder, von denen jährlich etwa 10 000, die meisten 1 bis 2 Jahre alt, scheidungsverwaist werden. Gegenwärtig gibt es in Deutschland mindestens 120 000—130 000 solcher scheidungsverwaister Kinder, deren Zahl aber in den nächsten Jahren bis auf eine halbe Million und mehr zunehmen wird.

## Gesundheitspflege.

Das schwache Kind. In der Wiener Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde sprach Dr. S p e r t über das schwache Kind. Die konstitutionelle Schwäche erstreckt sich mehr oder weniger auf alle Organe. Diese Schwäche kann schon bei Säuglingen ausgesprochen sein. Bei älteren Kindern findet man als Zeichen derselben einen langen, schmalen Brustkorb, schmale absteigende Schulterblätter, schwache Knochen, dürftige Muskulatur, geringes Fettpolster, ausgesprochene Blässe, verminderte Funktion der Organe, große Ermüdbarkeit, Neigung zu Herzschwäche bei Anstrengung. Bei derartigen Kindern wurden manchmal Blutarmut und Tuberkulose festgestellt, ferner leiden solche Kinder an Kopfschmerz und Appetitlosigkeit. Das Herz ist leicht ermüdbar, es kommt leicht Kurzatmigkeit und Herzklappen. Zu diesem Bilde kommen alsdann noch nervöse Symptome: reizbare Schwäche, rasche Ermüdung bei geistiger Arbeit. Häufig ist eine familiäre Disposition zur Blutarmut vorhanden. Die Schwäche tritt erst um das Schulalter deutlich auf. Schlechte hygienische Verhältnisse oder seelische Erschütterungen können schon ein früheres Auftreten der Schwäche verursachen. Wichtig ist die Vorbeugung, die Anlage muß frühzeitig erkannt werden, damit man dagegen ankämpfen kann.

## Für Haus und Hof.

Gartenbesitzer sollten mit dem Scheren der Hecken zurückhalten, bis die späte Brut der Singvögel erst noch flügge werden kann. Es wäre zu wünschen, wenn auch bei uns, wie anderswo, die Zeit des Heckenherrens gesetzlich ebenso festgestellt wäre, wie etwa der Anfang der Jagd auf Rebhühner und Hasen. Man legt immer noch nicht genug Wert und Gewicht auf die Erhaltung und Schonung unserer Vogelwelt, besonders der Insektenresser.